

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 176 (1903)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-654990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahrsgruß.

Gott grüß' euch, ihr Freunde fern u. nah!
 Der Hinkende Bote ist wieder da,
 Und bringet euch zum neuen Jahr
 Aufs neue seine Wünsche dar.

Im Frühling wünsch' ich groß und klein
 Nach rauhen Stürmen Sonnenschein,
 Nach Eisnächten Lenzeswehen,
 Nach Winterfrost ein Auferstehen.

Im Sommer: daß der Arbeit Schweiß
 Was rinne von der Stirne heiß,
 Und Gott bewahr' der Arbeit Segen
 In Blitz und Stürmen allerwegen.

Im Herbst: daß jeder Baum und Ast
 Sich beug' vor reifer Früchte Last;
 Doch daß Gott auch umsonst nicht sucht,
 Forscht er bei dir nach Lebensfrucht.

Im Winter: daß, ob draußen auch
 Gar eilig weh' des Windes Hauch,
 Dein Herz stets warm — und willig sei,
 Des Bruders Not zu steuern treu.

Zu aller Zeit: daß Gottes Hand
 Stets walte über Stadt und Land,
 Bis bricht ein neues Jahr heran!
 Das wünscht euch

Der Kalendermann.



Was der Hinkende Bot seinen Lesern vor 100 Jahren erzählt hat.

Topp! Topp!

„Grüß Gott! Grüß Gott!“

„Wer da?“

„Der Hinkende Bote.“

„Willkommen, Hinkender Bote. Hast du uns was Neues?“

Ja freulich, liebe Leute. Recht mancherley. Bin weit herumgekommen und habe viel gesehen, und viel gehört, daß es ein blaues Wunder ist. Wenn ihr nun fein ordentlich zuhören

wollet, so will ich euch erzählen, was ich alles gehört und gesehen habe.

Ich gewinne so das Reisen je länger je lieber. Mühselig gehet es manchmal zu, das ist wahr. Wer aber nicht wie eine Gans reiset, der bringt doch immer was heim, das gut zu brauchen ist.

In der Kutsche reise ich nicht. Ich bin seit der Revolution weder durch gestohlnes Geld reicher, noch, wie so mancher Bettler, übermüthiger worden. Die Kutschen überlasse ich denen, die mehr Geld haben, mehr Wind machen, und weniger sehen wollen, als ich. Zu Pferde reise ich auch nicht. Hab's wohl probiert, und ist bey schönem Wetter gar artig. Regnets aber, oder ist's sonst kalt, so ist ein Reiter übel daran und kann krank werden. Daneben hat er, wenn er ausruhen möchte, immer viel mit dem Pferde zu thun. Und die Stallknechte haben meinem armen Thier manchmal unehrlich den Haber gestohlen, und ihn nachher theuer bezahlen lassen.

Wie reiset dann der Hinkende Bote?

Will's euch wohl sagen. Macht's nur auch so, wenn ihr gesunde Beine habt, wie ich es mit meinem Stelzfuß mache; es geht am besten. Ich nehme einen kleinen Ranzen auf den Rücken, und stecke etwas weniges drein, was ich etwa brauche, aber nicht viel. Auch ein wenig Geld nehm' ich mit; denn ich mag nicht, wie das Lumpengesindel, mich mit Betteln erhalten; das thut ein Ehrenmann nicht. Dann geh' ich zu Fuß durch die Welt, und kann überall hinsehen, wo es etwas merkwürdiges zu sehen giebt; und so

was giebt's überall. Treff' ich einen freundlichen Wandersmann an, der den gleichen Weg gehet, so freut's mich; ich spreche mit ihm, und höre so viel von der Art des Landes, und vernehme manch nützlich Ding. Will's nicht mehr fort, so setz' ich mich unter einen Baum in Schatten, und gucke in die Gegend hinaus; oder unter einen friedlichen Hausfcherm, zu einem ruhenden Bauersmann oder einer emsigen Bauersfrau, die mir manchmal mit ihrem Gespräch die Zeit gar angenehm vertreiben, und mir's bald ansehen, daß mir die Landeute lieb sind.

Zuweilen setze ich mich auf mein Steckenpferd, und laß' es weidlich davon traben. So ein Steckenpferd ist ein bequemes Ding. Es wird weder hungrig noch durstig, nie lahm und nie müde. Ihr werdet wohl wissen, was ein Steckenpferd für ein Ding ist, allerseits geneigte Leser. Es ist gewiß keiner aus euch, der nicht das seine reitet. Man thut aber doch wohl, sich damit auch ein wenig in Acht zu nehmen; die Steckenpferde sind manchmal recht schelmische Thiere, die einen dummen Reitersmann über Stauden und Stöcke, in Sumpf und Gräben führen, wo er ordentlich den Hals brechen, oder zum Narren werden kann, wie mancher ein lebendiges Beyspiel ist.

Der Hinkende Bot gieng nicht in's Ausland.

Nein, liebe Leser: Da gieng ich nicht hin. Hab' also nicht gesehen, was es Neues in Portugall, Spanien, Frankreich, Italien, Engelland, und der Enden giebt, und kann euch daher nichts davon erzählen. Würde auch wenig nützen, meynt' ich. — Ob ihr's wisset, oder nicht wisset, wie sich die Menschen dort die Hälfse brechen, das verfangt euch wenig; möchte sogar besser seyn, daß ihr's nicht wisset. Vom lieben Srieden wünschte ich wohl was gutes verkünden zu können; daran wäre uns allen viel gelegen. Die Herren, die daran arbeiten, haben mir aber noch keinen Staffeten-Reuter geschickt, und sie können besser schweigen, als die Frau, die immer alles von einem Haus in's andere trägt.

Doch soviel will ich verrathen, daß zu Amiens endlich den 25. Merz 1802 der Sriede zwischen Frankreich einerseits; und Engelland, Spanien, Holland anderseit unterzeichnet worden. Daß doch endlich die Menschen zum Srieden geneigt würden! Wie lange dieser unterzeichnete Sriede wird gehalten werden, muß die Zeit lehren!

Von unserm Vaterlande ist darin, so weit die Sriedensartikel öffentlich bekannt worden, auch nicht ein Wort gesprochen! Schweizer! macht doch wenigstens Srieden mit euch selbst!

Wo hinktest du dann herum?

Werdet's bald sehen, liebe Leser, hier zu Lande, durch unsere arme Schweiz. Da gieng ich so mit meinem

Wanderstab durch's Land! bald in Dörfer, bald in Städte, bald in Einöden, und suchte etwas Gutes und Nützlichs auf, fand auch manch Böses und Schädliches im Lande, wie jeder Mensch in seinem Herzen. Wo ich etwas Gutes und Nützlichs antraf, da dachte ich: Wenn's doch meinen Mitbrüdern allen bekannt, und bey ihnen im Gang wäre! Sand ich Böses und Schädliches, so that's mir weh; und ich wünschte, daß sich meine Mitmenschen davor hüten möchten. Es gab mitunter auch manchen Spaß und manche liebe Narrheit zu sehen und zu hören, daß ich mir den Bauch halten mußte.

Seit wann?

„Seit wann nennt ihr euch Bürger?“ fragte ein Fremder.

„Seitdem wir's nicht mehr sind“, antwortete der Schweizer.

Die leichte Waare.

„Wie theuer die Constitution?“ fragte ein Landmann in den Revolutionstagen.

„Zehn Kreuzer“, war die Antwort.

„Was, zehn Kreuzer? Um dieses Geld kann ich eine Burde Stroh kaufen und die hat ein anderes Gewicht.“

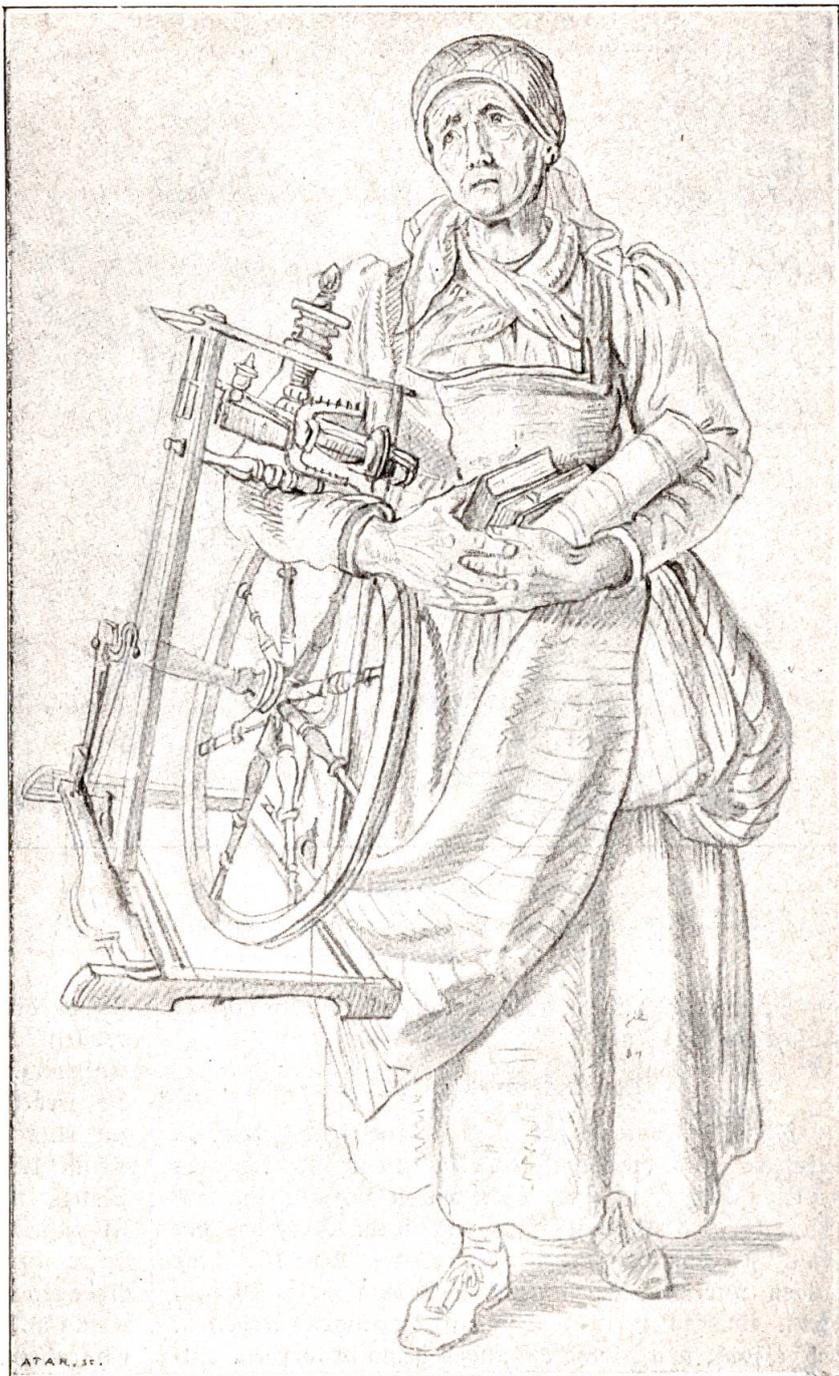
Der hintende Bott gehet nach St. Gallen, und sieht daselbst etwas sehr Merkwürdiges.

Wahrlich eine lange mühsame Reise für ein hölzernes Bein. Sie ward mir aber wohl belohnt, und ich wollte nicht, daß ich sie nicht gemacht hätte. Horcht nur!

Es war in England und andern Orten schon lange erfunden und in Übung, Seide und insonderheit Baumwolle mit Maschinen, nicht mit Menschenhänden zu spinnen. Der Saden wurde in alle Wege viel besser, und die Arbeit viel wohlfeiler; deswegen der Absatz viel ausgebreiteter. Reiche Kaufleute traten nun endlich in St. Gallen zusammen, und wagten die erforderliche Summe, um so einen Baumwollstuhl von 2 englischen Künstlern errichten zu lassen, womit sie jetzt bessere Geschäfte machen, als alle, die sonst spinnen lassen.

Der Baumwollstuhl.

Dieser Stuhl (man nennet ihn sehr lang: Baumwollenspinmaschine, weil in der Schweiz, wo nicht eben im Sabrikwesen, doch sonst, fast alles Maschine



Spinnerin.

Aus „Die Schweiz im 19. Jahrhundert“ von Theodor Curtt.
Verlag von S. Bahn in Neuenburg.

ist), dieser Stuhl ist so eingerichtet, daß er über zweihundert Säden auf einmal spinnet, und also mehr verrichtet, als zweihundert Menschen verrichten können. Die Besorgung desselben ist sehr leicht. Die Vorarbeiten, die mit der Baumwolle vorgenommen werden, ehe sie



Wirtshauspolitiker.

Aus „Die Schweiz im 19. Jahrhundert“ von Theodor Curti.
Verlag von F. Bahn in Neuenburg.

zum Spinnen tüchtig ist, werden auch vermittelst eigener Maschinen verrichtet.

Das Maschinen-Wesen.

Das Maschinenwesen wird überall sehr getrieben. Entweder sind die Menschen Maschinen; oder, wo es die Menschen nicht sind, bedienen sie sich zur Vervielfältigung und Vervollkommnung ihrer Arbeiten der Maschinen von menschlicher Erfindung. Eine Maschine nennen wir alle diejenigen Gestelle von Holz, Metall, Stein, und so weiter, wodurch diejenigen Arbeiten, welche sonst von Menschenhänden gemacht werden, entweder ganz oder zum Theil ohne Menschenhände verfertigt werden, zum Exempel: Sägmühlen, Kornmühlen, Strumpfweberstühle, Band- und Zwirnstühle. Sie werden durch Menschen, Thiere, Wasser, Dampf, Wind, in Bewegung gesetzt. Je vollkommener die Maschine ist, um desto weniger Menschen braucht es, und um desto mehrere und bessere Arbeit liefert sie. Ein Spinnrad ist eine Maschine, die nur Einen Saden spinnt, und wenig Arbeit liefert, und doch einen Menschen ganz beschäftigt. Es ist also eine sehr unvollkommene

Maschine. Ein Baumwollenstuhl ist eine Maschine, die über 200 Säden zugleich spinnt, und viel bessere Arbeit liefert, und doch dessen ungeacht auch nur einen Menschen zur Bedienung nöthig hat: Es ist also eine ohne Vergleichung vollkommene Maschine.

Nutzen des Maschinen-Wesens.

Wo nun, wie zum Exempel in England, das Maschinenwesen in Fabriken und wo es immer anwendbar ist, recht in Gang kommt, da gewinnt ein Land sehr grosse Vortheile. Alle Waaren verarbeiten sich schneller und wohlfeiler, manche auch weit besser; daher können sie auch reinlicher und wohlfeiler ins Ausland verkauft, daher weit stärker verbraucht werden; daher kann die Handlung mit andern Nationen gleichen Schritt halten, oder gar vor ihnen den Rang gewinnen. In Kriegs- und andern Zeiten, wenn die Fabriken stille stehen müssen, stehen nur die Maschinen, nicht die Menschenhände still, und es giebt denn keine so schmerzhaftige Noth, wie es seit der Revolution in manchen Gegenden der Schweiz gab. Der Landbau, die nützlichste Beschäftigung des Volkes, findet die nöthigen Arbeiter; wird nicht, wie jetzt in manchen Kantonen, vernachlässiget,

liefert die ersten Nothwendigkeiten des Lebens und versieht auch in Kriegszeiten das Land besser mit Nahrung. In bessern Zeiten liefern dann die Menschen die Früchte des Bodens zu eigenem Gebrauche, und zur Ausfuhr, alldieweil die Maschinen die Artikel der Kunst liefern; und so gewinnt das Land von beyden Seiten, und verdoppelt seine Nahrungsquellen. Die Menschen sind stärker, gesünder, muthiger, als wenn sie in ihren stinkenden Kammern spinnen, und Fabrik-Arbeiten verrichten, die alle Gesundheit und alle Kräfte zerstören. Wie der Körper, so gewinnt das Herz, der Charakter, die Tugend, die moralische Würde, der ganze Zustand der Sitten, indeß die Sabrikation, durch Menschen getrieben, diese an Herz und Seele verderbt, zu jeder Ausschweifung, zu jeder sittenlosen Handlung reizt, erniedrigt, entwürdigt, durchaus verderbt, und jede angebohrne, jede aufkeimende Tugend in ihrer Blüthe tödet. Es ist um nichts weniger, als um den physischen und moralischen Adel einer Nation zu thun, und um ihr schönstes Glück. (? Die Redaktion.)

Da nun einmal Fabriken ein nothwendiges Uebel sind, so wird der sich grosse Verdienste ums Vaterland

erwerben, der dieselben so wenig als möglich durch Menschen, so viel als möglich durch Maschinen treibt; und noch größere der, welcher durch den Einfluß seiner Einsichten und seiner bürgerlichen Macht diese Veränderung bewirkt.

Gedankensplitter.

Das Sprichwort ist noch immer wahr:
Zwei Sommer gibt's in keinem Jahr.

Soll Wasser dir helfen Brot bereiten,
So mußt du's auf deine Mühle leiten.

Wenig einnehmen, aber oft,
Füllt den Beutel unverhofft.

Gehen darf man wohl Zickzack,
Aber reden nicht Schnickschnack.

Die Zähne kann ein Wolf verlieren,
Aber nie seine Wolfsmanieren.

Wörterflut, wie reich sie quillt,
Hat nie eines Menschen Durst gestillt.

Announce.

Bei N. N. ist Kindermilch von sterilisierten Kühen zu verkaufen.

Unfreiwillige Komik.

Ein Artikel an ein Unterhaltungsblatt wurde unterzeichnet: „Eine langhärige Abonnentin.“

Beim Examen.

Professor der Anatomie (zu einem Examinanden): „Ja, wenn Sie die Eingeweide nicht im Kopfe haben, können Sie kein Examen bestehen!“

Verlockend.

Spitalarzt: „Gedulden Sie sich noch einen Augenblick, mein Fräulein, ich habe nur noch ein Bein abzuschneiden, nachher kommen Sie daran!“

Der Brand im Regenschirm.

Seelenvergnügt wandelte ein Rentier die Arkaden der Rue de Rivoli in Paris entlang und erfreute sein Auge an den Auslagen der Luxusgeschäfte. Plötzlich merkte er in seine über den Rücken gekreuzten, den Regenschirm haltenden Hände eine befremdliche Wärme aufsteigen,

und als er den teuern Schützer vorzog, sah er ihn zu seinem Entsetzen in hellen Flammen stehend. Ein unvorsichtiger Passant hatte wahrscheinlich ein brennendes Zündhölzchen hineingeworfen. Auf den Rat einiger mitfühlender Seelen, die sich sofort um ihn und um seinen brennenden Schirm sammelten, wälzte er diesen in einer Regenpfütze umher. Aber es war zu spät; nur ein trauriges Gerippe verblieb in den Händen des Rentiers. Seine Klagen über den großen Verlust, den er erlitten, drangen in mitfühlende Ohren, und ein stattlicher Herr fragte ihn, ob er nicht gegen Feuer Schaden versichert sei.

„Freilich“, erwiderte der Rentier, schon halb getröstet.

„Dann brauchen Sie ja bloß die Sache durch die Feuerwehr feststellen zu lassen“, belehrte der imposante Herr und entfernte sich.

„Wo finde ich nur das nächste Feuerwehrebureau?“ fragte sich der Rentier, nachdem er diese Auskunft erhalten hatte, und wandte sich mit einer bezüglichen Frage an eine vorübergehende Dame.

„Sehen Sie doch, hier haben Sie einen Feuermelder“, erwiderte diese lachend. „Sie brauchen bloß das Glas einzuschlagen, und die Feuerwehr ist zur Stelle.“

Der brave Rentier folgte diesem wohlgemeinten Rate und war außer sich vor Erstaunen und Begeisterung, als er fünf Minuten später eine Feuerwehrrabteilung mit Dampfspritze und Rettungsleiter anrasseln sah. Mit abgezogenem Hute näherte er sich dem Anführer der Schar, natürlich zum hellen Entzücken des zahlreichen Publikums, und erwiderte auf dessen hastige Frage nach dem Orte des Brandes, indem er auf sein Schirmgerippe wies:

„Hier, Herr Brandmeister!“

Der Schluß läßt sich denken. Der Beamte nahm die Sache schlecht auf und ließ den Rentier zur Feststellung seiner Persönlichkeit auf das nächste Polizeibureau führen. Zu dem Verluste des Regenschirms kam für den Armen nun noch eine Buße! Seine Bewunderung der Pariser Einrichtungen zur Bekämpfung der Feuergefähr hat sich merklich abgekühlt.



Der Herr Sekretär und sein Sägbock.

a erinnere ich mich aus meiner Jugendzeit eines Nachbarn, der ein gar sonderbarer alter Kauz war, und weil mir der gute Mann so manchen Apfel über den Lattenzaun seines kleinen Gärtchens gereicht, mir manchen Peitschenstecken geschneit, ja einmal sogar den Rahmen meiner Schiefertafel grün angestrichen hat, so will ich heute sein Angedenken auf der Tafel meiner Erinnerung auffrischen und aus dem großen Manuskriptenschränke meines Gedächtnisses das einzige Abenteuer seines Lebens hervorholen, um es fein gesäubert auf den Nachweltsmarkt zu bringen.

Ja, alter Mäusler, das hättest du dir gewiß nicht träumen lassen, daß der kleine krausköpfige Bengel des Nachbarn Schneider dich einst so ohne weiteres in den Kalender bringen würde. Ja ja, aus Kindern werden Leute, und wenn du heute von da oben auf mich und mein Leben herniedersehst, so wirst du gewiß begreifen, warum ich manches Mal mit feuchtem Auge hinüberblicke nach dem kleinen Nasenplatze deines Gartens, dem fröhlichen Tummelplatze meiner Knabenspiele, und schmerzlich süße Geschichten träume aus meines Lebens schönster Zeit.

Also Mäusler hieß der Mann, Gottlieb Mäusler, der „Herr Sekretär“ genannt, obwohl er eigentlich nur einfacher Tagschreiber auf einem Regierungsbureau war. Er hatte in seinem Leben viel närrische Streiche gemacht und war dadurch im ganzen Städtchen sprichwörtlich geworden, so daß, wenn einer etwas Komisches trieb, es gleich hieß: „Er treibt es wie der alte Mäusler.“

So hatte der Herr Sekretär unter anderem die sonderbare Leidenschaft, alles, was er sah, nachmachen, alles selbst arbeiten zu wollen.

Er kramte daher jahraus, jahrein im Hause herum, pfuschte dem Maurer und Zimmermann, dem Schreiner und Schlosser, dem Schuster und Schneider ins Handwerk, und zwar nur, um, wie er sagte, Geld damit zu ersparen. Das wäre nun nicht so übel gewesen, die Ersparnis hätte er ganz gut brauchen können, da sein Gehalt ganz knapp so eingerichtet war, daß er, ohne seiner Sekretärswürde etwas zu vergeben, anständig davon leben konnte. Allein wenn der Herr Sekretär eine solche Arbeit im Hause oder in dem kleinen Gärtchen vornahm, kostete es sonderbarerweise immer mehr, als wenn er sie durch den betreffenden Handwerker hätte machen lassen, und dann — und dies war wohl das Hauptübel — wurde sie zwar angefangen, aber niemals vollendet. Das kam nämlich so: Wenn der Herr Sekretär irgend ein Geschäft, welches außer seinem eigentlichen Wirkungskreis lag, begann, so war er Feuer und Flamme dafür, bis er zufällig etwas anderes sah. Flugs ließ er das ältere liegen und machte sich mit demselben Eifer an das neue. Und so ging es fort. Was Wunder, daß nie etwas vollendet wurde, und daß schließlich doch der Handwerksmann berufen werden mußte, wenn dies geschehen sollte. Doch ja, in einem war der Alte unermüdlich: im Anstreichen. Der Tüncher verdiente das ganze Jahr keinen Kreuzer bei ihm, obwohl das ganze Hausgeräte bis auf die Nägel in der Wand selber, ja noch mehr, die Bäume im Gärtchen sogar, mit Ölfarbe angestrichen waren. Im Gartenhäuschen, seinem „Laboratorium“, wie er es nannte, standen immer 15—20 Töpfe mit Farben, unter welchen der Herr Sekretär herumhantierte, und wenn er auf das Bureau kam, rümpften seine Kollegen jedesmal die Nase und brummten: „Der Mäusler riecht wieder niederträchtig nach Farbe.“ Die Frau Sekretärin aber ließ ihren Mann tun und treiben, was er wollte, denn sie war eine stille, gute Frau und hatte ihre Freude daran, wenn er sich so recht in seiner Weise amüsierte. Sie lächelte nur still in sich hinein, wenn er ihr von einer neuen Arbeit erzählte, welche er vorhatte, und ließ zuweilen ein gedehntes „so, so“ oder „ja, ja“ hören, welches eigentlich hieß: „Nur immer

zu, Alterchen, es wird doch nichts", oder "ich kenne dich, Spiegelberg" u. s. w.

Doch zur Sache!

Der Winter war vor der Türe, und der Herr Sekretär hatte sich, wie alljährlich, ein Klasten Buchenholz vors Haus fahren lassen. Bei dieser Gelegenheit hatte er bisher immer den alten Nachtwächter Söffler und dessen Buben, den roten Stoffel, in Nahrung gesetzt, und diese hatten ihm gegen die tarifmäßige Entschädigung nebst Käsebrot und Frühtrunk das Holz klein gearbeitet, so daß die Frau Sekretärin nur die Stücke in den Ofen zu schieben brauchte, um eine warme Stube zu erhalten.

In diesem Jahre aber sollte es anders kommen.

Im vergangenen Herbst nämlich hatte der Herr Sekretär, als die Holzhacker gerade unten beschäftigt waren, so recht gemütlich zum Fenster hinausgeschaut und dabei folgende Betrachtungen angestellt:

"Jetzt sieh nur ein Mensch, wie leicht dieses Holzsägen ist. Die Kerle schneiden die dicksten Bengel entzwei, als ob's ein Butterbrot wäre. Hm, hm! — und wie gesund sie aussehen, das muß das Geschäft im Freien und die viele Bewegung machen. — Hm, hm! — Ich möchte eigentlich wissen, warum ich das Holz nicht selbst säge? Es wäre ja der offenbare Profit. Erstens spare ich das schöne Geld, und das kommt mir in der Haushaltung zu gute, und zweitens gewinne ich an meiner Gesundheit, was auch nicht zu verachten ist. Ah was, abgemacht, ich säge mein Holz künftig selbst."

So dachte der Herr Sekretär Mäusler, und als er dem Söffler dieses Mal seinen Taglohn in die Hand drückte, tat er es mit dem heimtückischen Hintergedanken: "So, Alterchen, das ist das letzte Mal, daß du mir meinen Beutel schröpfst!"

Denselben Tag noch kaufte er eine starke Säge und bestellte beim Zimmermann einen kräftigen Sägbock, den er sich ordentlich auf den Leib anmessen ließ. Als derselbe fertig war, strich er ihn grün, die Säge aber gelb an, hing die letztere an den ersteren, so daß



das Ganze ein hübsches grüngelbes Ansehen hatte, und erklärte der Frau Sekretärin, von jetzt an das alljährliche Klasten selbst schneiden zu wollen. "Ja, Lisbeth," so schloß er seine Rede, "ich werde uns diese Ausgabe künftighin sparen und das Holz selbst klein machen!"

"So", gab ihm Frau Lisbeth zur Antwort, wobei sie den Herrn Gemahl mit etwas zweifelhaften Blicken betrachtete.

Dieses "So" mußte ihm nicht recht gefallen haben.

"Du glaubst es wohl nicht?" fragte er seine Ehehälfte ziemlich gereizt.

"Ich glaube alles, was ich sehe", antwortete diese höchst ruhig, worauf er ausrief:

"Gut, du sollst es sehen, laß nur das nächste Holz kommen!"

Freilich dauerte es ziemlich lange, bis dieses geschah, und Sägbock nebst Säge mußten sich schon noch gedulden, bis sie ihrer Bestimmung übergeben wurden.

Indessen beliebäugelte sie ihr Besitzer täglich, wenn er an ihnen vorüberging, strich sie sogar zum zweitenmal an und konnte es kaum er-

warten, bis die Zeit herankam, wo er sich in seinen Mittagsstunden dieser gesunden Beschäftigung hingeben durfte. Doch diese Zeit kam auch, und als eines Morgens das Klafter vorgefahren war, stellte der Herr Sekretär Sägbock und Säge vor die Haustüre in den Garten, um beim Nachhausekommen sogleich an das Geschäft gehen zu können. Er hatte nämlich nur des Nachmittags von 12 bis 2 Uhr freie Zeit, da sein Posten ein gar wichtiger war.

„Ich danke, ich bin schon satt“, gab er beim Essen seiner Frau zur Antwort, als sie ihn fragte, ob er noch einen Teller Gemüse wünsche, und stand auf.

„So“, sagte diese wieder in dem bekannten Ton, er aber war schon unten und suchte unter dem aufgeschichteten Holz die glattesten und dünnsten Scheite heraus.

Das war, nebenbei bemerkt, sehr unlogisch von dem Herrn Sekretär. Man muß im Leben nie die leichteste, sondern stets die schwerste Arbeit zuerst tun, desto süßer schmeckt dann die leichtere. Leute, welche das erstere tun, kommen mir immer vor wie Kinder, die zuerst den Käse essen und dann das Brot weglegen, weil es ihnen ohne diesen nicht mehr munden will.

Nun ging es los! Hr — rr — rr — schnurrte die Säge. Hei, wie flogen die Stücke des ersten Scheites! Frau Lisbeth, welche am Fenster stand, will bemerkt haben, daß es bei dem zweiten schon etwas langsamer ging. Vielleicht war dies auch nur Verleumdung, denn so viel ist gewiß, daß der Herr Sekretär diesen Nachmittag sieben Scheite gesägt hat, was ihm, wie er nachher sagte, ganz wohl bekommen ist.

Zweiter Tag. Der Herr Sekretär ist heute den zweiten Teller Gemüse und sägt hierauf noch vier Scheite.

Dritter Tag. Der Herr Sekretär lesen nach Tisch noch schnell das Wochenblatt und sägen dann drei Scheite. Er findet, daß der Sägbock nicht ganz praktisch eingerichtet und die Säge nicht scharf genug sei.

Vierter Tag. Nachdem der Herr Sekretär in aller Ruhe gegessen, das Wochenblatt gelesen und ein halb Stündchen im Kalender geblättert hat, schneidet er noch ein Scheit und bemerkt seiner Frau, wie schnell die zwei Stun-

den vergehen. Diese lächelt heimlich und läßt ihr bekanntes „So, so“, „hm, hm“, hören.

Fünfter Tag. Das ganze Mittagessen ist dem Herrn Sekretär schon durch den Gedanken verdorben, daß er nach demselben an dem Sägbock stehen soll. Und heute muß er Holz sägen, denn die Frau Sekretärin hat Großwäsche, und bekanntlich brauchen die Weiber zur großen Wäsche viel kleines Holz. Er brummte etwas von ungeheurer Tyrannei der Frauen, von großem Holzverbrauch bei unnötigem Kaffeekochen und dergleichen mehr, sägte wütend einige Scheite und warf endlich zornig die Säge hin, mit dem festen Vorsatz, sie nicht mehr anzurühren.

„Das hätte ich dick, mir das bißchen freie Zeit mit Holzsägen zu vergällen! Ich danke! Nein, da hört alles auf!“ Solches und Ähnliches mehr entfiel dem Herrn Sekretär, welcher nicht bedachte, daß er sich selber freiwillig die Last auf den Hals geladen hatte. Und er konnte doch nicht so ohne weiteres aufhören mit dem Holzsägen! Wie hätte seine Frau gespöttelt, die ohnehin nie recht hatte daran glauben wollen. Nein, das ging nicht. Es mußte politisch angefangen werden.

Der Herr Sekretär ging seinem Beruf nach und zerbrach sich den Kopf darüber, wie er dem Holzsägen mit Ehren ein Ende machen und dem Söffler das Amt wieder übertragen könnte.

Nachdem er verschiedene Pläne gemacht und wieder verworfen hatte, ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der Sägbock mußte fortgeschafft werden! Ist er aus dem Hause, so hat es mit dem Sägen ein Ende, kalkulierte der Herr Sekretär und dachte über das „Wie“ nach. Dies schien ihm bald gefunden. Er verschloß sich das corpus delicti stehen zu lassen. Nichts leichter als das, meinte er, in einer Zeit, wo die ganze Welt voll Spitzbuben wimmelt.

Gesagt, getan. Ehe der Herr Sekretär am Abend desselben Tages zu Bette ging, stellte er den Sägbock vor die Haustüre an die Landstraße (er wohnte nämlich gleich vor dem Tore) und legte sich mit dem beruhigenden Gedanken nieder, daß derselbe am andern Morgen verschwunden sein würde. Er beschloß, wenn dies der Fall sein sollte, kräftigst zu wettern und

zu schimpfen, aber um keinen Preis der Welt einen neuen machen zu lassen. Und dies denkend schlief er den Schlaf des Gerechten.

Es war noch tiefe Nacht, als er erwachte. Er strich ein Zündhölzchen an und sah auf die Uhr. Es war halb vier und demnach noch lange Zeit bis zum Aufstehen, aber der Sägbock ließ ihm keine Ruhe. Ob er wohl fort war? Er schlüpfte in die Beinkleider und schlich sich hinaus. Es war stockfinster, aber er wußte den Platz ganz genau und tastete dahin. „Daß dich das Wetter“, brummte er ärgerlich, denn der Verhaßte stand noch friedlich an derselben Stelle. Doch er tröstete sich schnell mit dem Gedanken: „Na, es ist ja noch lang bis zu Tagesanbruch, vielleicht findet er doch noch einen Liebhaber. Er kroch wieder in die Federn und schlief, bis ihn die Frau Sekretärin mit dem gewöhnlichen Morgengruß: „Gottlieb, der Kaffee ist fertig!“ weckte. Sein erster Gang war an das Fenster. Der Sägbock stand noch da, bestrahlt vom Glanze der aufgehenden Sonne. „Herrgott! Na, Geduld.“

„Du, ich brauche Holz, es ist kein Stück mehr da!“ dies waren die Bewillkommungsworte, welche dem Herrn Sekretär entgegen tönten, als er zu Tische nach Hause kam. Was blieb ihm übrig, als süße Miene zum sauern Spiel zu machen und wieder zu sägen, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief. O, es war zum Verzweifeln!

In der nächsten Nacht machte der Herr Sekretär dasselbe Experiment. Vergebens! Er wiederholte es noch drei-, viermal, alles umsonst! Ein zufällig im Garten vergessenes Waschseil wurde gestohlen. Der Sägbock blieb ruhig stehen, obwohl es herrlicher Mondschein war und jeder anständige Dieb ihn sehen mußte.

Da beschloß er einen Hauptstreich, denn das Holzsägen stand ihm oben am Halse, aber um keinen Preis der Welt hätte er dies seiner Frau eingestanden, die ihn immer so spöttisch betrachtete, wenn er am Sägbock schwitzte.

Es war eine stürmische Novembernacht. Der Wind pffiff durch die Gassen des Städtchens, als wollte er die alten Häuser in seinem Grimme umreißen, weil sie sich ihm so trotzig in den Weg stellten, und da sein Zorn ihm

nichts half und höchstens ein alter Fensterladen unter seinem Hauche erbebte, so fegte er brausend über die Dächer auf und davon, um an den Bäumen draußen im Feld sein Mütchen zu kühlen.

Gerade schlug es elf Uhr, da öffnete sich geräuschlos die Türe eines kleinen Gartenhäuschens dicht bei dem Tore — ein Mann streckte den Kopf durch dieselbe, schaute sich sorgfältig nach rechts und links um und trat dann auf die Straße, eine, wie es schien, nicht leichte Last auf den Schultern tragend. Als er sich versichert hatte, daß keine Menschenseele in der Nähe war, schritt er, sich im Schatten der Häuser haltend, durch das Tor, bog links in das verrufenste Stadtviertel ein und schleppte seine Bürde durch verschiedene Gassen und Gäßchen, bis er an ein großes, langes Gebäude kam, welches wie ein riesiges Gespenst in die Nacht hineinragte. Dort schaute er sich nochmals sorgfältig um — nichts regte sich, und nur auf dem Giebel eines nahen Daches heulte ein Kater sein wehmütiges Liebeslied.

Rasch stellte der Nachtwandler seine Last an die Mauer des Hauses und trat auf langem Umwege seinen Rückzug an. Als er die Türe des Häuschens hinter sich verschloß, atmete er tief auf, wie einer, der sich einen schweren Stein vom Herzen gewälzt hat und dann befriedigt zu Bette geht.

War es ein Verbrechen, das hier geschehen? War es eine Untat, welche der schwarze Mantel der Nacht verhüllen sollte? Geduld!

„Es ist nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.“

Am nächsten Morgen war der Sägbock des Herrn Sekretär verschwunden. Dieser aber schien es nicht bemerkt zu haben, denn als er des Nachmittags nach Hause kam, verspürte er einen wütenden Eifer, Holz zu sägen. Man kann sich daher sein Erstaunen denken, als er nirgends den Grünen fand, und auch die Sekretärin erklärte, sie wisse nicht, wo er sei. Die ganze Nachbarschaft wurde rebellisch gemacht, allein umsonst.

Der Sekretär schimpfte fürchterlich auf den frechen Spitzbuben, der sich nicht schäme, einen friedlichen Sägbock, der ihm gar nichts getan



„Sch“, antwortete Mäusler, dem sich die Haare auf dem Kopfe sträubten.

habe, fortzuschleppen, sprach von Anzeige machen, einsperren lassen u. s. w. und ging schließlich, heimlich darüber lachend, fort, daß er seiner Frau eine so schöne Nase gedreht hatte.

Aber der Mensch denkt — Gott lenkt, und die Nase hatte der Herr Sekretär sich selber gedreht, und zwar eine ganz gehörige.

Als Herr Mäusler am Abend dieses Tages nach Hause kam, war er, trotz des erlittenen Verlustes, recht gut aufgelegt. Er machte allerhand Witze, spielte mit der Nase und sprach davon (was er seit lange schon nicht mehr getan hatte), morgen das Gartengeländer neu anstreichen zu wollen. Bei dem Nachtessen aber empfahl er seiner Frau, durch des Nachbarns Joseph den Söffler und seinen Stoffel auf den nächsten Tag bestellen zu lassen, weil denn doch der Sägbock gestohlen sei, was ihn, wie er hinzufügte, fürchterlich alteriert habe. Man sah ihm übrigens von der Alteration nichts an. Hierauf zündete er sich eine Pfeife an und nahm das Wochenblatt zur Hand, welches der Zeitungsträger eben gebracht hatte. Wie so viele Leser, fing der Herr Sekretär bei der Lektüre des Blattes immer hinten, d. h. bei den Annoncen an. So auch diesmal. Allein,

kaum hatte er heute einige Zeilen gelesen, so legte er rasch die Pfeife weg, putzte mit dem Flügel seines Schlafrocks die Brillengläser und starrte so lange auf eine Seite des Blattes, bis ihm die Augen überliefen. Dabei zitterten seine auf dem Tisch ruhenden Hände dermaßen, daß die Lampe klirrte und Frau Elisabeth erschrocken in die Höhe sah und ihren Mann fragte, was ihm fehle. Dieser aber schob ihr stumm das Wochenblatt hin und deutete auf ein Inserat, welches folgendermaßen lautete:

Fahndung.

Heute nacht wurde in dem Fabrikgebäude der Herren Osborn & Cie. eingebrochen und aus einem Kulte in dem Comptoir die Summe von zirka 3715 Franken Banknoten und Barschaft entwendet. Die vorgefundenen Spuren leiten auf mehrere Täter. Diese, wahrscheinlich durch das Mahlen des aufmerksam gewordenen Portiers vertrieben, hinterließen vor dem Hause einen Sägbock, welcher, unter dem Parterrefenster stehend, durch welches sie eingedrungen, allem Anschein nach zur Ersteigung der Fensterbrüstung gedient hatte. Derselbe ist von Eichenholz und mit grüner Olfarbe angestrichen.

Das obige Handelshaus sichert jedem, welcher über dieses Überführungsstück oder über den Einbruch überhaupt Näheres angeben kann, eine Belohnung von

100 Franken

zu, und ersuchen wir alle in- und ausländischen Behörden, auf die zur Zeit noch unbekanntten Täter zu fahnden.

Sp., den 4. November 1853.

Der Untersuchungsrichter:
Keller.

„Ah, das scheint ja unser Sägbock zu sein!“ platzte die Frau Sekretärin heraus, als sie die Fahndung gelesen hatte.

„Unser Sägbock“, wiederholte tonlos der Herr Sekretär.

„Na, das ist aber komisch“, fuhr sie fort.

„Sehr komisch“, stammelte er.

„Wie mag der wohl dorthin gekommen sein?“

„Dorthin gekommen sein?“ wiederholte der totenblasse Sekretär.

„Alter, mir geht ein Licht auf!“

„Vor meinen Augen wird's Nacht.“

„Die Diebe sind hier vorbeigekommen, wahrscheinlich von Heiligendorf herein, haben den Sägbock, den du im Garten stehen ließest, gesehen, ihn mitgenommen und bei Osborns statt einer Leiter benutzt. Flugs mache dich auf die Beine, lauf zum Amtsrichter Keller und gib ihm Auskunft, wer weiß, ob du nicht die 100 Franken verdienen kannst!“

„Verdienen — ich — die 100 Franken — oh —“

„Na, warum denn nicht, so gut wie jeder andere!“

„Wenn sie nur kein anderer an mir verdient“, stotterte kläglich der Sekretär, wobei er seine Frau mit einer Jammermiene ansah, die einen Stein hätte erbarmen können.

„An dir verdient? Geh', Alter, du bist verrückt! Was soll denn das heißen?“

„Sieh, Visbeth, man hat so viele Beispiele, daß Unschuldige — ich — ich habe neulich eine Kriminalgeschichte gelesen, wo einer hingerichtet wurde, der eigentlich gar nichts begangen hatte als einen kleinen Vätermord — ich wollte sagen, dem eigentlich gar nichts bewiesen war — sieh, wenn z. B. jemand hinginge und sagte, er habe gesehen, daß ich den Sägbock an die Osbornsche Fabrik getragen hätte — es wäre doch möglich, und ich könnte am Ende gar kein Alibi beibringen — o Gott —“

„Na na,“ lachte die Sekretärin, „Gottlieb, was schwäzest du für tolles Zeug; ich glaube, die Furcht hat dir den Kopf verrückt. Glaubst du denn, daß jemand, der so unschuldig ist wie ein neugeborenes Kind —“

„Ich bin aber bei der Sache nicht so unschuldig!“ polterte der Sekretär dazwischen, „und —“

„Bei welcher Sache sind Sie nicht unschuldig?“ fragte plötzlich eine tiefe Stimme hinter ihm. Als der Herr Sekretär und seine Frau sich erschrocken umdrehten, stand — o Graus — der Untersuchungsrichter Keller in Lebensgröße vor ihnen. Er war während des Zwiegesprächs der beiden leise in das Zimmer getreten und fuhr, als er die Bestürzung Mäuslers sah, mit kaltlächelnder Amtsmiene fort:

„Wovon unterhielten sich denn der Herr Sekretär mit der Frau Gemahlin soeben, wenn man fragen darf?“

„Ich,“ antwortete Mäusler, dem sich die Haare auf dem Kopfe sträubten, „ich — o eigentlich — bitte nehmen Sie Platz, Herr Amtsrichter. Nun, und wie haben Sie auf den letzten Bürgerball geschlafen?“

„Aber, Alter!“ sagte Frau Visbeth.

„Ja,“ fuhr dieser fort, „ich weiß, es ist schon ein bißchen lange her, allein ich — die seltene Ehre dieses Besuches —“

„Herr Mäusler,“ unterbrach ihn ernst der Amtsrichter, „es handelt sich hier weder um den letzten Bürgerball, noch um einen einfachen Besuch, sondern um weit ernstere Dinge. Ich komme wegen —“

„Des grünen Sägbocks gewiß?“ fragte zitternd der Herr Sekretär.

„Wie, Sie gestehen also ein —?“

„Ich gestehe alles ein“, sagte zerknirscht der Alte, „und bitte nur, Herr Amtsrichter, daß wir das Weitere auf Ihrer Amtsstube verhandeln, wenn nicht etwa die späte Stunde —“

„In Ausübung meiner Pflicht kenne ich keine späte Stunde,“ antwortete der Amtsrichter, „also bitte, kommen Sie.“

„Ja, aber um Gottes willen, was hat denn das alles zu bedeuten?“ fragte die Frau Sekretärin entsetzt, während ihr Mann in stoischer Gelassenheit seinen Rock anzog und Miene machte, sich zu entfernen.

„Wenn ich zurückkomme, Visbeth, sollst du alles hören!“ sagte er, warf noch einen letzten Blick auf sein friedliches Zimmer und verschwand.

Er kam diese Nacht nicht mehr zurück. Die Frau Sekretärin war in Verzweiflung. Was war da vorgefallen? Schwarze Gedanken stiegen in ihrem Geiste auf, und als sie sich endlich, nachdem sie ihren Mann bis 1 Uhr vergeblich erwartet hatte, zu Bett begab, konnte sie noch lange vor Kummer und Sorgen nicht einschlafen. Als dies aber geschah, hatte sie einen fürchterlichen Traum, in welchem ihr der Sägbock als ein grünes Gespenst erschien, das ihr hohnlachend mit der einen Hand die mit riesigen Lettern gedruckte Fahndung vorhielt, während es mit der andern nach dem Hintergrund zeigte,

wo zwei Gendarmen eben Anstalt machten, den Herrn Sekretär, welcher unter jedem Arm einen Farbentopf trug, mit einer gelben Säge in der Mitte voneinander zu schneiden. Neben- an aber stand der Untersuchungsrichter Keller und sah dem Ganzen so ruhig zu, als sei er im Begriff, ein Gabelfrühstück zu sich zu nehmen.

Endlich brach der Morgen an, allein un- sonst wartete die geängstigte Frau bis 9 Uhr mit dem Kaffee auf ihren Mann; dieser kam nicht. Da entschloß sie sich denn mit schwerem Herzen, nach der Amtsstube des Untersuchungs- richters zu gehen und sich dort zu erkundigen, was denn eigentlich vorgefallen sei. Zögernd kleidete sie sich an, und das Herz pochte ihr fast hörbar bei dem Gedanken, daß sie vor Gericht erscheinen wolle. Hatte sie doch in ihrem ganzen Leben diesen Weg noch nicht gemacht.

Doch horch — da naht ein bekannter Schritt. Die Haustüre wird geöffnet, rasch reißt sie die Stubentüre auf, und richtig, es ist ihr Alter!

„Mensch! Mann! Mäusler! wo stecktest du denn, und wie siehst du aus?“ rief sie freudig, als sie ihn erblickte; er aber fiel ihr um den Hals und sagte: „Ich komme direkt aus dem Gefängnis, aber beruhige dich, Lisbeth, es ist alles in Ordnung, und meine Unschuld ist glän- zend anerkannt!“

„Gefängnis — Unschuld! Ja, was hat es denn eigentlich gegeben, was war denn los?“

„Komm, laß uns erst Kaffee trinken, mich friert; nachher sollst du alles hören.“

Und das taten sie denn. Als aber der Herr Sekretär bei der dritten Tasse war, seine Frau ihm die Pfeife und einen Tbidibus reichte, und die Katze schnurrend um ihn herumstrich, da ging ihm das Herz auf, und er erzählte ausführlich, was unsere Leser teilweise schon wissen oder doch schon lang erraten haben. Er bekannte, wie ihm das Sägen so zuwider ge- worden, und wie er endlich bei Nacht und Nebel den Sägbock selbst fortgetragen hatte, weil ihn niemand habe stehlen wollen. Leider war die Geschichte mit dem Einbruch gerade in jener Nacht vorgefallen, und der Sägbock war durch einige Zeugen als der seinige er- kannt worden. Der Amtsrichter hatte durch- aus die Wahrheit nicht glauben wollen und

ihn darauf aufmerksam gemacht, wie er aus seinem eigenen Mund die Worte gehört hatte: „Aber ich bin bei der Sache nicht unschuldig!“ Schließlich hatte man ihn in Untersuchungs- arrest gebracht; als aber glücklicherweise noch in der Nacht die beiden wirklichen Spitzbuben eingefangen, schon mit Tagesanbruch verhört und zum Geständnis gebracht worden waren, da hatte sich seine Unschuld unter allgemeinem Gelächter der Beamten herausgestellt, und er war sofort entlassen worden.

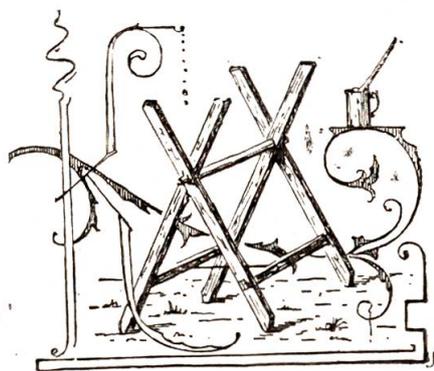
Frau Lisbeth erging es wie den Beamten, sie brach bei der Erzählung in ein schallendes Gelächter aus, was der Herr Sekretär anfangs sehr übelnehmen wollte, schließlich aber selbst mit einstimmen mußte.

„Das Holzsägen wird dir gedenken, Alter,“ sagte sie, als der erste Sturm sich gelegt hatte, „und du wirst die Wahrheit des Sprichwortes kennen lernen: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.““

Und so war es auch. Die Geschichte von dem grünen Sägbock des Herrn Sekretärs verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Stadt und bildete vierzehn Tage lang das Thema, welches in allen Gesellschaften, Wirtshäusern und von allen Klatschfraubasen verarbeitet wurde.

Der alte Söffler aber sagte, als er das Holz des Mäusler nun dennoch sagte: „Ja ja, Herr Sekretär, so geht's, wenn man den Leuten ins Handwerk pfluscht.“

Der Alte ist nun tot, aber der grüne Säg- bock blüht noch in eichener Kraft und Fülle. Die Frau Sekretärin kann sich nicht von ihm trennen, und so oft sie ihn betrachtet, wischt sie sich eine Träne aus dem Auge und denkt an ihren lieben, herzigen — närrischen Alten.



Eine 11jährige Hochzeitsreise

bringen natürlich nur Amerikaner fertig. Das im August 1891 zu New York getraute Ehepaar Yates, das am gleichen Tage seine Hochzeitsreise antrat, ist bis heute noch nicht nach Hause zurückgekehrt. Dasselbe besuchte der Reihe nach Kanada, Kalifornien, Mexiko, Australien, Neuseeland, Japan, China, Birmanien, Indien, die Türkei, Griechenland, Italien, Frankreich, Deutschland, England, die Kapkolonie und befindet sich zur Zeit in Sumatra. Wenn sie ihren Einzug in New York feiern, werden sie von vier Söhnen begleitet sein, von denen der erste in Melbourne, der zweite in Yokohama, der dritte in Berlin und der jüngste in der Kapkolonie geboren sind.

Alte Wirtshausprüche:

Qui non habet in nummis (Wer kein Geld hat), dem hilft es nicht, daß er frumm is.

Borgt man nit, so ist's ein Zorn, Borgt man, ist das Geld verlorn; Viel besser ist der erste Zorn Als Geld und Freund zugleich verlorn.

Solche Gäste liebe ich, Die ehrbar diskutieren, Essen, trinken, bezahlen mich Und frühfam fortspazieren.

Genießt und freuet euch! ist der Natur Gebot. Man lebt so kurz und ist so lange tot.

Unter dem Bilde der Madonna am Wirtshaus zum Elefanten in Brigen (Tirol): O Jungfrau, die der Schlange Feind, Bleib' immer Elefantens Freund! Mit deinem Schutze bedenke dies Haus, Treib' Krankheit, Not und jedes Unheil aus!

Wenn ich das Bier könnt' meiden, Ging ich in Samt und Seiden, Da ich's aber nicht meiden kann, Hab' ich zerrissene Kleider an. (Im Altenburgischen.)

Unfreiwillige Komik.

„Die aus diesem Material gefertigte Wäsche läßt sich täglich drei bis vier Monate tragen.“

Ein Weiberkenner.

A: „Wie, die alte Landstreicherin hat den Diebstahl so bald eingestanden?“

B: „Ja, sie fühlte sich geschmeichelt, als ich von jugendlichem Verichtsinn sprach!“

Der Meteorit von Nafrüti.

Mit dem Namen Meteorit oder auch Aero-lith bezeichnet man eigentümliche Körper, die hin und wieder unter glänzender Feuererscheinung aus der Luft wie feurige Bomben auf unsere Erde niederfallen, meist begleitet von gewaltigem Säusen und donnerähnlichem Knall. Gewiß haben viele unserer Leser schon solche Erscheinungen gesehen oder von derartigen seltsamen Vorkommnissen gehört oder gelesen und haben sich gefragt: Was ist es eigentlich mit diesen Meteoriten, wo kommen denn diese Körper her? Mit der einfachen Behauptung „Aus der Luft“ ist eben noch wenig gesagt und ist das Rätsel nicht gelöst. Leider bringen diese Körper weder Heimatschein noch sonstige Ausweis-papiere mit sich, und wenn man hört, sie kommen eben vom Himmel herab, so ist man nachher so klug oder besser gesagt so unwissend wie vorher. Zu allen Zeiten haben sich die Gelehrten über den Ursprung und die Herkunft dieser merkwürdigen Erscheinungen gestritten, ohne eine ganz positive Antwort zu stande gebracht zu haben, und somit darf man es dem „Sinkenden Bot“ nicht verübeln, wenn auch er seinen Lesern eine solche zu erteilen nicht im stande ist. Eine nahe Beziehung besteht jedenfalls zwischen den Meteoriten und den jedermann bekannten Sternschnuppen, ja man kann annehmen, daß beide Erscheinungen als kleinere, mit planetarischer Geschwindigkeit sich im Weltraum bewegende Massen zu betrachten sind, die sich wie unsere Erde und die übrigen Planeten groß und klein um die Sonne nach bestimmten Gesetzen bewegen. Kommen solche vagabundierende Körper, die möglicherweise Bruchstücke von untergegangenen Weltkörpern sein könnten, in ihrem Laufe der Erde und ihrem Luftkreise zu nahe, so werden sie durch den Widerstand des letztern zum Glühen erhitzt, infolge der Anziehungskraft der großen Erdmasse angezogen und fallen demnach auf dieselbe. Die Erscheinungen sind seit Jahrtausenden bekannt, sie sind häufiger, als man glaubt. Die größte Zahl solcher Bomben mögen in das Meer oder in unbewohnte Gegenden gefallen sein, zahlreiche Meteoritenfälle in größern und kleinern Massen sind be-

kannt geworden aus allen Ländern, man findet solche von mehreren Kilozentnern bis zu faustgroßen Stücken, letztere jedenfalls Bruchstücke von platzenden größeren. Ihre Natur und Zusammensetzung ist verschieden; die einen bestehen beinahe ausschließlich aus metallischem Eisen mit mehr oder weniger Nickel, Phosphor, Schwefel u. s. w., andere haben mehr steinartige Natur, Kiesel-erde enthaltend, oft Gase in sich schließend, aber alles Stoffe, die auch auf unserer Erde gefunden werden. In unserm Vaterlande wurden hin und wieder solche Meteore beobachtet, hingegen wurden bis jetzt wenig gefallene Meteorite aufgefunden. Im Jahre 1698 soll ein solcher bei Hinterchwendi bei Walkringen gefallen sein, und es sei derselbe nebst einem Bericht von Pfarrer Jakob Dünz in Walkringen an die Bibliothek in Bern abgeliefert worden. Dieser Stein sowohl als der Bericht sind spurlos verschwunden. Im weiteren behauptet ein Dr. Masson in Carouge, er habe im August 1885 bei einer Besteigung des Stockhorns bei Nacht einen Meteor in den Stockensee fallen gesehen, woselbst allerdings ein Aufsuchen mit Schwierigkeiten verbunden wäre. Ein älterer Mann behauptet ferner, in seiner Jugend, also vor zirka fünfzig Jahren, während er mit andern Knaben bei Thurnen im Gürbetal das Vieh hütete, den Fall eines feurigen Meteors, begleitet von starker Detonation, in das sogenannte Thurnenmoos gesehen und gehört zu haben mit deutlicher Rauchentwicklung; auch da wäre ein Auffinden nicht leicht möglich. Um so sicherer und bestimmter ist nun glücklicherweise der Fund des sogenannten Meteorites von Rafrüti, und können wir mit aller Genauigkeit die Geschichte dieses Ereignisses unsern Lesern erzählen.

Ende Weinmonat 1858 befanden sich zwei Männer aus der Gegend von Bützelsflüh in der Nähe der Kobelhüttlihöhe, als unter heftigem Knall und gewaltigem Gausen ein großer kugelförmiger Stein bei ihnen vorbeiflog. Die Erschütterung und der Luftdruck waren so groß, daß der eine der Männer zu Boden fiel. Der

Meteor mag in der Gegend des Napfes geplatzt sein, und ein Bruchstück desselben fauste bei den beiden Männern vorbei, und sie hörten deutlich das Einschlagen desselben in die Nagelslufhelsen unterhalb der untern Rafrütihütte. In die Erde kaum 30 cm. tief eingegraben, verblieb das Stück ruhig, bis im Mai 1886 Vater Andreas Zürcher von der hintern Lüdernweid beim Aufhacken eines mit Gestrüpp bewachsenen Abhanges im Mümpachgraben behufs Anlegung eines Kartoffelackers auf eine Eisenmasse stieß, die er für ein Bruchstück einer großmächtigen Kanonenkugel hielt, vielleicht aus der Franzosenzeit (1798) oder vom Sonderbundskrieg her. Er nahm das Stück nach Hause, bot es einem Schmied in Langnau zum Kaufe an, der aber

erklärte, es sei ganz schlechtes Eisen, er könne es nicht gebrauchen. Die Familie Zürcher behielt nun das Stück und benützte den Eisenblock, den sie zur Winterszeit im Ofen erhitze, um die Viehtränke zu erwärmen; bisweilen soll er auch als „Kirsengagger“ benutzt worden sein. Ein Spaziergang im Mai 1900 führte Herrn Sekundarlehrer Fritz Widmer in Basen in die Hütte des Andreas Zürcher; er sah das Stück Eisen und vermutete sofort, es könnte ein Bruchstück eines Meteors



sein. Er sandte ein Muster desselben an das naturhistorische Museum in Bern mit der Frage um Auskunft und ob das Museum das Stück zu besitzen wünsche. Das Bruchstück wurde dort sofort als Meteorereisen erkannt, und dem Herrn Widmer wurde gemeldet, er möchte dafür sorgen, daß das ganze Stück dem Museum zugesandt werde. Der Direktor der mineralogischen Sammlungen des Berner Museums machte sich sofort auf die Beine, um den Fundort des Steines zu besichtigen und mit dem Besitzer desselben den Kauf richtig zu machen. Er kam zu spät; schon hatte sich das seltsame Gerücht über das Bruchstück der Kanonenkugel in der Umgegend verbreitet, ein spekulativer Kopf hatte es sofort dem Besitzer abgekauft, und nur mit Aufwand von längern Unterhandlungen und nicht unbedeutenden Opfern gelang es, die Abtretung



Edm. v. Sellenberg.

an das Museum zu erhalten. Genug, der Meteorit steht nun seit Anfang Juli 1900 in demselben aufgestellt. Er wog ursprünglich 18 kg. und 200 g.; nach Abtrennung eines Stückes zur Prüfung und chemischen Untersuchung von 420 g. und Abschleifen und Polieren einer Ecke beträgt das Gewicht noch 17 kg. 780 g. Er stellt eine unregelmäßige dreiseitige Pyramide dar, die äußern Seiten leicht abgerundet, die Oberfläche wie leicht geschmolzen, grubig, die Bruchflächen dagegen zackig, metallisch glänzend auf der angeschliffenen Stelle. Eine vorläufige chemische Untersuchung ergab als Bestandteile metallisches Eisen mit starkem Nickelgehalt, ferner Kobalt, Phosphor, Schwefel, ein sicherer Beweis, daß man es mit einem Meteoriten zu tun hat. Die genauere Gewichtsbestimmung der Bestandteile steht aber noch aus, woran es fehlt, weiß der Bote nicht und kann darüber nicht berichten; er könnte somit seinen Bericht schließen mit der Aufforderung, den interessanten Stein von Rafrüti im naturhistorischen Museum zu Bern selbst anzuschauen, woselbst noch gar vieles Schöne und Interessantes zu sehen ist.

* * *

Kaum waren obige Zeilen niedergeschrieben, als in verschiedenen Zeitungen (*Gazette de Lau-*

sanne Nr. 288, Vendredi, 6 Décembre 1901, und nach und nach auch in andern Blättern) die Mitteilung erschien, es sei Samstag den 30. November, nachmittags, in der Nähe von Palézieux im Chervettaazwalde ein Meteor gefallen. Ein Forstbeamter, der beinahe davon getroffen wurde, fand ihn zehn Minuten später noch heiß im Boden und brachte ihn nach Lausanne, wo er oberflächlich untersucht wurde. Er wiegt 705 Gramm, entwickelte reichlich Gas und scheint mehr erdiger Natur zu sein und auch Eisen und Nickel zu enthalten. Zu gleicher Zeit berichtet ein Bürger von Stivaz am Fuße des Martishorns, also in bedeutender Entfernung von Palézieux, sein Knabe habe Samstag den 30. November, nachmittags zwei Uhr, gesehen, wie drei Sternschnuppen, rasch hintereinander sich bewegend und einen leuchtenden Streifen hinterlassend, gegen Westen gefahren seien. Ungefähr zu gleicher Zeit will man längs des Fußes des Jura ein Erdbeben verspürt haben. Ob dieses damit im Zusammenhang steht, weiß der Bote nicht, vielleicht weiß es der Hans im Obergaden.

Offenbar waren die Welschen wieder einmal „schalus“ über die Berner, wollten nicht minder sein und auch ihren Meteoriten haben. Wir wollen ihnen dazu von Herzen gratulieren.

* * *

Zugleich bringt der „Sinkende Bot“ seinen Lesern die Bilder zweier kürzlich verstorbener Männer, welche sich um das naturhistorische Museum in hervorragender Weise verdient ge-



Oberst R. Challande.

macht haben: Dr. phil. Edmund v. Fellenberg, Geologe, in Bern, mehrjähriger Präsident desselben, unermüdlischer, aufopfernder Förderer der bernischen Museen überhaupt, und Oberst Challande von Fontaines, welcher seine reichhaltigen, wertvollen Sammlungen diesen Instituten vermachte.

Unsere farbigen Bilder 1903.

Neben den gewohnten Kostümbildern, welche nun bald vollständig erschienen, bereits eine wertvolle Sammlung bilden, an welcher namentlich auch die kommende Generation ihre Freude haben wird, bringt der „Sinkende Bot“ noch zwei Bilder von hohem künstlerischem Wert.

Das erste, von Freudenberger (siehe Jahrgang 1901, Seite 50), „Der gute Vater“, bedarf keiner weiteren Erklärung, das hübsche Bild spricht für sich selber. Es könnte füglich als Illustration zu Tells Monolog in der hohlen Gasse gelten, wenn Schiller ihn sprechen läßt: „Denn niemals kehrt' er heim, er bracht' euch etwas“; von allen Hausgenossen wird der Heimkehrende freudig begrüßt, wohl sein liebster Bohn, nach treu erfülltem Tagewerk. Das zweite, „Heimkehr“, von F. Walthard, geboren 1818, gestorben 1870, ist nicht nur als Kunstwerk ansprechend, es bietet auch historisch-literarisches Interesse. (Siehe Jahrgang 1899, Seite 34.)

Das Bild ist eine Illustration zu Jeremias Gotthelfs (Bizius) hervorragendem Werk: „Der Bauernspiegel oder Lebensgeschichte von Jeremias Gotthelf“.

Jeremias Gotthelf, die Hauptperson dieses Werkes, das auch seinem Verfasser den Dichternamen „Jeremias Gotthelf“ gab, hatte sich von einem Werber fangen lassen und mußte im Garderegiment den französischen Feldzug mitmachen; müde und verwundet kehrt er nun in sein Heimatdorf zurück. Bizius läßt den Heimkehrenden selbst reden:

„An einem schönen Herbsttage, am wolkenleeren Himmel die milde Sonne, auf den Weiden die läutenden Kühe, wanderte ich langsam der Heimat zu. Mir war weich und wohl ums Herz;

die liebliche Luft, das unaussprechliche „Heimelige“, das aus jedem Baune, aus jedem Hügel mich anlächelte, gossen einen stillen Frieden über mich aus, eine vertrauensvolle Ruhe erfüllte mich.“ (Aus „Bauernspiegel oder Lebensgeschichte von Jeremias Gotthelf“.)

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, die schlichten und doch so stimmungsvollen Worte, mit welchen Bizius den Heimkehrenden seine Gefühle beschreiben läßt, oder die so treu nachempfundene Wiedergabe dieser Stimmung auf Walthards Bild.

Grabchriften.

Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen;
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht,
Der Kaiser ohne Heer,
Die Jäger ohne G'wehr,
Der Ritter ohne Schwert,
Der Reiter ohne Pferd,
Der Fähnrich ohne Fahn',
Die Flinte ohne Fahn,
Die Büchse ohne Schuß,
Das Fußvolk ohne Fuß,
Mit Hunger ohne Brot,
An allen Orten Not,
Mit Wagen ohne Rad,
Das Herz im Leibe matt,
Mit Kranken ohne Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Sie lebt' in Tugend und Zucht
Und starb plötzlich an der Wassersucht.

Hier liegt mein Weib Anne,
Bei Lebzeit hat sie die Küchl verbrennt in der
Pfanne.

Im Jahr 1778 den 15. Oktober hat den ehrensichtigen Jüngling Baulus Landtman zu Schernstött in der Ebert eine laufende Dachstange ungefähr so grausam überfallen, daß sie ihm bei dem Sturz den ganzen Leib durchtrungen und stehend geblieben in 10 Wochen frisch und gesund.



S. Freudenberger.

Heimkehr vom Selde. — Le retour du faucheur.

Redeblüte.

Ein Nationalrat in Appenzell-Innerrhoden bemerkte in der Versammlung der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft in Bezug auf die Zentralbank: „Mutter Helvetia trägt auf ihren Armen ein totgebornes Kind, das zwischen Scylla und Charybdis in Bern ertrunken ist, aber, wie wir hoffen, wie ein Phönix neu aus der Asche emporsteigen wird.“

Aus Schülerheften.

Das Huhn nährt sich von Brot, Erdäpfeln, Würmern und anderer menschlicher Nahrung. — Ein Kirschkern scheint nur ein wertloses Ding zu sein, und doch läßt sich ein großer Aufsatz daraus machen. — Seine Mutter war gottesfürchterlich. — Nach mehrjährigem Friedensstande verheiratete sich der König wieder.

Moderne Sprachlehre.

Lateinlehrer: „Müller, übersetzen Sie mir folgenden Satz: Wenn einer, obgleich er sich sehr Mühe gäbe, für andere etwas zu erlangen, dennoch einsehen, daß der entgegenstehenden Hindernisse mehr seien, als daß sie überwunden werden könnten, so würde er wohl nicht träge oder arbeitscheu zu sein scheinen, wenn er am Ende von seinem Vorhaben abstände, besonders wenn schon der, um deswillen er sich anstrenge, ihm nicht nur nicht mit allen Kräften hülfe, sondern ihn sogar im Stiche ließe.“

Eingemachtes.

Lehrerin: „Was sind denn Mumien?“
Marie: „Mumien sind eingemachte Menschen.“

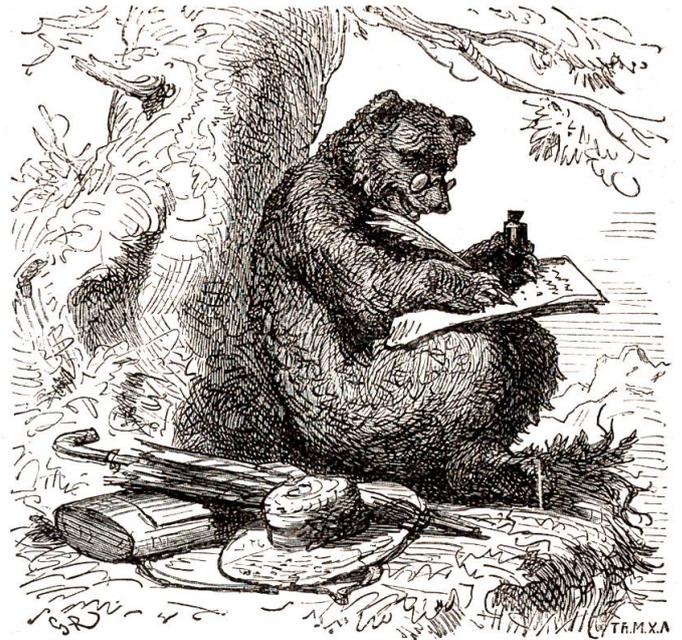
Merkwürdiges Faktum.

Im Städtchen Belgorod (Rußland) starb ein weit über 100 Jahre alter Mann, der sich durch 100 Jahre hindurchgebettelt, aber niemals Schnaps getrunken hatte.

Stilblüte.

Das erste Glas auf das Gelingen der heutigen Feier (Einweihung des neuen Parlamentsgebäudes) leerte Herr Oberst Gallati in humorvollen Worten.

1903



Schweizerchronik für das Jahr 1901/02.

Juli 1901 bis Juni 1902.

Allgemeines.

Juli 3. In Schaffhausen wird Michael Veu, Gärtner, welcher seine Frau mit 6 Revolvergeschüssen getötet hat, zum Tode verurteilt. — **14.** Eröffnung der Regionalbahn Bruntrut-Bonfol. — **25.** Eröffnung der Spiez-Frutigen-Bahn.

August 2. Das Luzerner Kriminalgericht verurteilt den italienischen Mörder Riva zum Tode. — **13.** Eröffnung der Gürbetalbahn. — **20.** Die Jungfrau wird an diesem Tag von 7 Expeditionen erklettert.

September 1. Schwere Hagelwetter im Brohetal. — **10.** Schwere Gewitter und Hagelschläge in der Ostschweiz. — In der Lenk reißt der durch heftige Gewitterregen angeschwollene Spießbach die Rauhylstraße weg; eine Brücke über den Jffigenbach wird ebenfalls fortgerissen. — **11.** Ein Wolkenbruch entleert sich über Bruntrut und richtet große Verheerungen an. — Bei Guttannen löst sich infolge heftiger Regengüsse eine Gieschiebmasse vom Ritzlihorn und bedeckt 10 Tacharten des schönsten Landes mit Schlamm und Geröll. — Aus allen Teilen der Schweiz kommen Berichte über Gewitter, Hagelschläge und Wolkenbrüche.

Oktober 6. Heftige Südweststürme im Kanton Bern, schwere Schneefälle im Hochgebirge. — In Chaux-de-Fonds großer Schneefall. — **30.** In



Ein innerer Feind.

In alten Sagen wird uns oft von einem Drachen oder Lindwurm erzählt, der in feuchter Höhle oder im tiefen Sumpfe wohnt. Aus seinem gähnenden Rachen geht Feuer und giftiger Atem, er schleppt Hirten und Herden fort zum Fraße, unsäglicher Jammer durchzieht das Volk, und weithin verödet das Land. An Widerstand denkt niemand, ja, da oder dort bringt man ihm freiwillig des Landes Söhne und Töchter zum Opfer, um seinen Grimm zu versöhnen — bis endlich der kühne Held erscheint, der den Unhold erschlägt.

Ein solcher Lindwurm ist in den letzten Jahrhunderten unter uns groß geworden, und schon lange hat er die Länder verheert. Sie mußten ihm schon lange einen Teil ihres Wohlstandes, ihrer Gesundheit und sittlichen Kraft zum Opfer bringen. Das schien ihnen lange fast wie ein Verhängnis. Sie glaubten nicht, daß der Drache zu töten sei, bis endlich lauter und immer lauter der Ruf nach Hülfe, nach Befreiung, nach Kampf erscholl. In unsern Tagen dringt dieser Ruf mächtig durch alle Länder Europas. Der Lindwurm heißt: Trunksucht oder Alkoholismus.

Es gehört daher zu den Aufgaben der menschlichen Gesellschaft, den Kampf gegen diese Trunksucht aufzunehmen und den Alkoholismus mit allen Mitteln zu bekriegen.

* * *

Ein Betrunkener kam unsichern Schrittes aus dem Wirtshaus heraus und taumelte die Straße hinunter. Ein sechsjähriges Kind, das neben seinem Vater ging, sah ihn und fragte: „Vater, ist der Mann krank?“

„Warum?“

„Weil er so schwach ist. Er ist ein großer Mann und kann sich kaum auf den Beinen halten. Als unser Fritz das Gehen lernte, war er auch so ungeschickt, aber jetzt kann unser Fritz viel besser gehen als der Mann da!“

Unterdessen waren ein paar Gassenjungen herbeigelaufen, und sobald sie den Betrunknen sahen, schrieten und johlten sie und schnitten vergnügte Gesichter. Sie riefen den Mann mit frechen Worten an. Er drehte sich zu ihnen, verwies es ihnen, aber sie lachten ihn nur aus. Er wollte einen von ihnen fassen, aber er stolperte und erreichte weiter nichts, als daß nur noch mehr Leute kamen und ihn verhöhnten.

„Kind,“ sagte der Vater, „du hast ganz recht. Ja, der arme Mann ist krank. Jetzt hat er nicht Gewalt über seine Beine, seine Glieder, seine Gedanken, seine Worte. Und vor einer Stunde hatte er nicht genug Gewalt über sein Wollen und Wünschen, sonst hätte er nicht zu viel getrunken. Nur ein Kranker kann sich selbst in diesen traurigen Zustand bringen.“

„Warum freuen sich denn die Jungen so über den armen kranken Mann?“ fragte das unschuldige Kind weiter.

„O, sie wissen nicht, was sie tun. Und es gibt leider auch Große, die hier spotten, wo wir alle Mitleid haben sollten. Die Jungen aber mögen sich hüten, daß sie nicht auch solche Trinker werden und daß man sie später nicht ebenso zum Narren hält. Jener arme Mensch ist auch einmal ein frischer Junge gewesen und hat auch einmal gedacht, es in der Welt zu etwas Großem zu bringen.“

„Vater,“ fragte das Kind wieder, „nicht wahr, ich werde so ein Trinker nicht?“

„Mein lieber Junge!“ antwortete der Vater ernst, „auch du bist vor diesem Unglück nicht sicher, wenn du dich nicht selber täglich davor hütetest. Sieh, diese Gassenbuben, die da immer noch schreien, machen einen Scherz aus dem, was uns bitter Ernst sein soll. Spiele du niemals mit solchen ernstesten Sachen! Hüte dich vor dem ersten Glase, vor den ersten Schritten auf dem Wege, der zum Abgrunde führt. Noch bist du ja klein, noch brauchst du dir keine Gedanken über deine Zukunft zu machen. Deine Mutter und ich sorgen schon für dich. Aber lange

dauert's nicht, da mußt du selber den Feind sehen lernen, der sich auch dir nähern wird. Der Alkohol ist jedes Menschen Feind, auch dein Feind."

Der kleine Knabe verstand nicht ganz, was sein Vater sagte, und er hörte auch nicht aufmerksam mehr zu, denn ein Bauer kam ihnen entgegen, der eine schöne Kuh am Stricke führte.

"Nicht wahr, Vater," fragte das Kind, "die Kühe sind dumm?"

"Das weiß ich nicht, mein Junge. Wir Menschen können nicht sehen, was die Kühe in ihrem Innern denken. Vielleicht ist es gar nicht so töricht. Siehe, da las ich neulich in der Zeitung eine Geschichte von einer Kuh, die gern Birnen fraß. Sie weidete auf einer Wiese, an deren Rande ein paar Obstbäume standen. Da zupfte sie sich zuerst die Birne herunter, die sie mit ihrem Maule erreichen konnte."

"Durfte sie denn das?" fragte das Kind.

"Ja, verboten war ihr's nicht!" antwortete der Vater lächelnd. "Wer denkt denn auch daran, daß die Kuh über den Birnbaum gehen wird. Aber als sie mit dem Maule keine Birne mehr fassen konnte, was meinst du, daß sie da tat?"

"Sie kletterte auf den Baum", vermutete das Kind. Der Vater lachte. "Das kann sie freilich nicht, da müßte sie erst ein paar Jahre im Turnverein üben, ehe sie so weit wäre. Rate etwas anderes!"

"Sie warf mit Steinen nach den Birnen."

"Man merkt, daß du ein Stadtkind bist. Sieh dir nur einmal die Beine und Klauen einer Kuh genau an, dann wirfst du nicht mehr denken, daß sie Steine in die Bäume wirft. Ich muß es dir also sagen. Die Kuh braucht ihre Hörner und ihre Stirn oft als Werkzeuge, wo wir die Hände brauchen. Und diese Kuh, die gern noch mehr Birnen haben wollte, stieß also mit Stirn und Hörnern kräftig gegen den Stamm des Baumes. Und wenn sie hörte, daß eine Birne herunterklatschte, ging sie dahin und fraß sie. Dann pufte sie wieder an den Stamm, daß andere herunterfielen."

"Aber Vater, die Kuh war ja sehr klug."

"Du weißt, ich bin einmal im Berner Oberland gewesen," fuhr der Vater fort, "und als ich hinauf zu den Schneebergen wanderte, kam ich auch bei vielen schönen Wiesen vorbei,

wo die Kühe und Ziegen weideten. Überall hörte man das Geläute der Glocken, die sie um den Hals hängen haben. Da sah ich einmal den weidenden Tieren zu, als ich mein Frühstück verzehrte, und der Junge, der sie hütete, stand in meiner Nähe. Ich bemerkte, daß die Kühe bei ihrem Grasens gewisse Kräuter stehen ließen. Es war deutlich, daß sie ganz vorsichtig um sie herum fraßen und nur diese Kräuter nicht berührten."

"Was ist das für ein Kraut?" fragte ich den Jungen. "Das ist Enzian. Der ist giftig, darum fressen ihn die Kühe nicht." Und der Junge sagte weiter: "Die Wurzeln stechen wir, davon wird Schnaps gemacht."

"Siehst du, Kind, da lernte ich etwas Neues. Die dummen Kühe lassen das giftige Kraut stehen, und die klugen Menschen trinken seinen Saft. Da scheint es doch, als ob die Menschen hie und da etwas von den Tieren lernen könnten."

Wie sie weitergingen, fiel dem Vater noch eine Geschichte ein. Ein Bauernknecht hatte sich angewöhnt, ziemlich oft ein Glas über den Durst zu trinken. Einmal befahl ihm sein Herr, die Pferde an den Bach zu führen, wo sie trinken sollten. Er tat es und kam zurück. "Führe die Pferde noch einmal zur Tränke", sagte der Bauer kurz. Der Knecht sah ihn groß an, wagte aber keinen Widerspruch. Brummend zog er mit den Säulen ab, kam aber bald wieder zurück. "Nun," fragte der Bauer, haben die Pferde nochmals getrunken?"

"Keines", antwortete der Knecht.

"Das weiß doch jeder, daß die Tiere nicht trinken, wenn sie ihren Durst gelöscht haben."

Der Bauer sah den Knecht lächelnd an. Dann sagte er ernst: "Wenn das so ist, dann nimm dir ein Beispiel an deinen Pferden! Trink' auch nicht mehr, als für den Durst gut ist. Merke dir's, ein Mensch, der zu viel trinkt, zeigt weniger Verstand als das liebe Vieh."

"Vater," sagte das Kind nach einigen Minuten, "die Bauernpferde sind immer so groß,



breit und dick. Hans Schmid sagt, die kriegen Bier zu saufen, darum würden sie so stark."

"Laß dir nicht solches Zeug aufbinden!" rief der Vater lachend. "Die Pferde sind samt und sonders Mitglieder beim Enthaltfamkeitsverein."

W.

Schutz vor Lungenschwindsucht.

Rückert sagt: „Die beste Heilart ist, vor Krankheit zu bewahren.“ Auf keinem Gebiete der Medizin ist diese Erkenntnis von so großer Tragweite, wie auf dem der Lungenkrankheiten. Dank den Fortschritten der neueren chemischen Industrie sind wir in den Besitz eines Mittels gelangt, welches in der Bekämpfung der Lungenkrankheiten schätzenswerte Dienste leistet.

Dieses Mittel ist das Sirolin, hergestellt von der chem. Fabrik F. Hoffmann-La Roche & Cie., Basel, und zu haben in allen Apotheken zu Fr. 4.— per Originalflasche. Es ist dies ein angenehm riechender und wohl-schmeckender Sirup, dessen Grundsubstanz, das Thiocol, nach Untersuchungen im Institute für Infektionskrankheiten zu Bern, die Fähigkeit besitzt, die Fortentwicklung und Ausbreitung des Tuberkelbazillus im Organismus zu verhindern.

Schon nach ein- bis zweiwöchentlicher Einnahme von 3—4 Teelöffeln Sirolin täglich tritt in nicht zu fortgeschrittenen Fällen eine Abnahme aller Krankheitserscheinungen ein.

Eine höchst wichtige Eigenschaft des Sirolins ist seine appetiterregende Wirkung. Schon nach Verbrauch von 1—2 Flaschen des Mittels stellt sich die verloren gegangene Gsflucht wieder ein, und die Kranken nehmen reichlich Nahrung zu sich, das Körpergewicht nimmt zu, ein Beweis dafür, daß der Gesamtorganismus im Kampfe gegen den Krankheitserreger widerstandsfähiger geworden ist.

Das Sirolin ist daher im stande, bei Lungenkrankheiten in den ersten Stadien einen Stillstand der Erkrankung, eine Heilung herbeizuführen. Viel wichtiger ist es aber, die Krankheit zu verhüten. Deshalb ist es angezeigt, jedem schwächlichen Menschen, namentlich jüngern Individuen, in deren Familien Lungenkrankheiten vorgekommen sind, zur Hebung ihres Ernährungszustandes und ihrer Widerstandsfähigkeit mehrere Wochen hindurch Sirolin zu geben.

Ferner ist es dringend geboten, gegen jeden sich in die Länge ziehenden Husten, auch wenn das Allgemeinbefinden darunter noch nicht gelitten hat, und wenn keinerlei Erscheinungen einer Lungenkrankheit nachzuweisen sind, Sirolin zu nehmen. Man warte nicht erst, bis solche auftreten, sondern bleibe stets eingedenk des eingangs erwähnten Grundsatzes: Besser Krankheiten verhüten, als heilen.

Ebenso gebe man Kindern, die an Drüsenanschwellungen oder skrofulösen Erkrankungen leiden, rechtzeitig Sirolin, da diese Erscheinungen, nach den heutigen medizinischen Anschauungen, eine ernste Mahnung bilden, sich vor Tuberkulose zu schützen.

Endlich ist das Sirolin bei bleichsüchtigen Mädchen von großem Nutzen, da es die Blutbeschaffenheit bessert und den Appetit, sowie die Gesamternährung hebt.

Man kann das Sirolin um so eher längere Zeit hindurch als prophylaktisches Mittel anwenden, da es, wegen seines angenehmen Geruches und seines guten Geschmackes, auch von verwöhnten Kindern gerne genommen wird und keinerlei unangenehme Nebenwirkung erzeugt.

Dr. P. Claudius.

Verein der Freundinnen junger Mädchen.

Jährlich verlassen eine große Anzahl junger Mädchen das Elternhaus, um in der Fremde ihr Brot zu verdienen.

In ihrem eigenen Interesse möchten wir auch in unserm Kalender diese Mädchen warnen, sich nicht durch Agenten und Zeitungsartikel fangen zu lassen, sondern wenn sie gezwungen sind, die Heimat zu verlassen, sich gehörig über die Stelle zu erkundigen.

Der Verein der „Freundinnen junger Mädchen“, der über die ganze zivilisierte Welt verbreitet ist und Relationen in allen Ländern besitzt, besorgt diese Erkundigungen unentgeltlich. An die unterzeichneten Mitglieder kann sich jedes Mädchen mit vollem Vertrauen wenden; es erhält allerlei nützliche Ratschläge und Empfehlungen für die Reise und zudem ein Büchlein mit Adressen von Herbergen, Konsulaten und Placierungsbureaux aller Länder.

Bern: Marthahaus Spitalgasse 17. Meiringen: Fr. Pfarrer Rickli. Gsteig b. Interlaken: Fr. Pfarrer Trechsel. Frutigen: Fr. Pfarrer Huber. St. Stephan: Fr. Kasser. Därstetten: Fr. Pfarrer Moser. Thun: Fr. Hopf-Gonin. Schwarzenburg: Fr. Maibach. Belp: Fr. Gsell. Münsingen: Fr. Pfarrer Küenzi. Laupen: Fr. Dr. von Verber. Bätterkinden: Fr. Steck. Langnau: Fr. Pfarrer Müller. Guttwil: Fr. Pfarrer Friedli. Burgdorf: Fr. Pfarrer Ziegler. Herzogenbuchsee: Fr. Moser-Moser. Langenthal: Fr. M. Furrer. Narberg: Fr. Gohl. Büren a. A.: Fr. Pfarrer Käfer. Nidau: Fr. Borel. Gampelen: Fr. Pfarrer Müller. Biel: Fr. Lehmann. Neuenstadt: Fr. Pfarrer de Quervain. St. Immer: Mme. de Mesral. Saignelégier: Mme. Bouchat. Delémont: Mme. Meschlinann. Laufen: Fr. Direktor Haas. Porrentruy: Mme. Jaquet.

Alkoholfreie Weine.

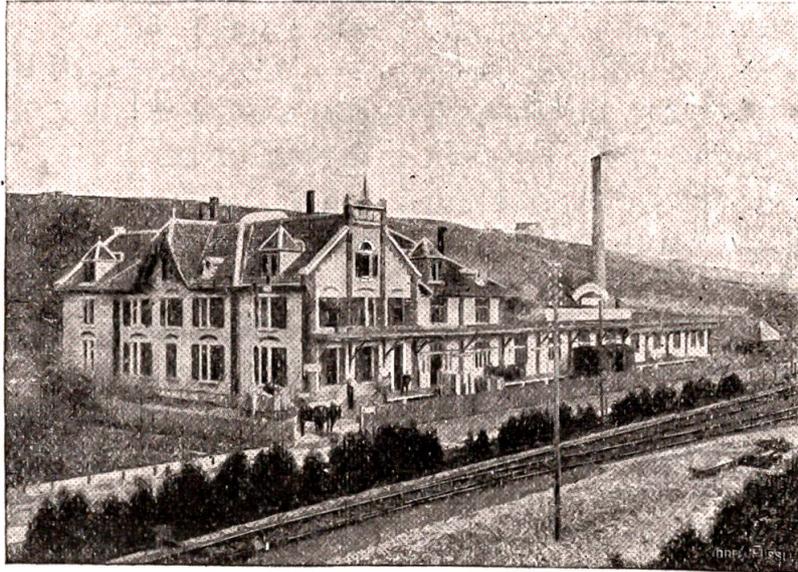
Wer erinnert sich nicht mit großem Vergnügen an seine Jugendjahre, an die fröhliche Herbstzeit mit ihren süßen Früchten! Mit welchem Behagen hat man damals als Kind die ersten Äpfel und Birnen, oder gar erst süße Trauben verzehrt, denn als gesundes Kind hatte man ja immer Hunger. Die Neuzeit mit ihren glänzenden Errungenschaften hat denn auch durch unwiderlegbare Beweise nachgewiesen,

welch bedeutender Nährwert an besten und leichtverdaulichen Stoffen in den frischen Früchten steckt, und damit des Kindes Verlangen, welches nicht auf Naschhaftigkeit, sondern auf dem sehr natürlichen Bedürfnisse beruht, seinem Organismus die unbedingt nötigen Nährstoffe zuzuführen, glänzend gerechtfertigt. Neben dem leicht verdaulichen Fruchtzucker enthalten nämlich die Früchte die für unsern Körper so wichtigen Nährsalze, speziell die Äpfel auch Eisensalze, ferner wertvolle Eiweißkörper, während die die Verdauung befördernden Pflanzensäuren den Früchten ihren angenehmen Geschmack verleihen. Wichtiger noch als Nahrungsmittel sind nun die Fruchtsäfte selbst, indem dieselben die wertvolleren, näherenden Bestandteile der Früchte allein, ohne die unverdaulichen Kerne, Häute und den Zellstoff, enthalten. Wie allgemein bekannt, sind aber die Fruchtsäfte nicht haltbar, sondern gehen bald in Gärung über.

Die Hefepilze, welche die Ursache der Gärung sind, verbrauchen nun zu ihrem Wachstum die wertvollen Nährsalze und Eiweißkörper, und der Wein, das Resultat der Gärung, ist kein Nahrungsmittel mehr. Vom rationellen Ernährungsstandpunkt für die Familie aus betrachtet, ist es deshalb eine der größten Errungenschaften der Neuzeit, daß es nun der Gesellschaft zur Herstellung alkoholfreier Weine, Bern, gelungen ist, die Säfte aus frischen Trauben, Äpfeln und Birnen zu konservieren, ohne daß dabei die wertvollen Nährstoffe verloren gehen. Diese Fruchtsäfte kommen nun, sterilisiert, als sogenannte alkoholfreie Weine in den Handel und erwarben sich sofort die höchste Anerkennung vieler berühmter Professoren

und Ärzte, welche diese hygienischen Getränke gerne für sich und ihre Familien zu Hause einführten und auf ihrer Praxis wärmstens empfahlen und verordneten. Die Landwirtschaft stand anfangs diesen neuen Produkten recht kühl, wenn nicht sogar feindselig gegenüber. Seit einiger Zeit ist aber ein großer Umschwung zu gunsten derselben eingetreten, seitdem die Gesellschaft ein guter Abnehmer für Obst und Trauben geworden ist und die alkoholfreien Weine allem Anschein nach ein wichtiger Exportartikel für die Zukunft zu werden ver-

sprechen. Wer die Verlegenheit, in welchen in guten Obst- und Weinjahren die Landwirte sich befinden, kennt, wo bei gedrückten Preisen der Absatz und die rationelle Verwertung der Unmenge von Früchten auf große Schwierigkeiten stößt, der kann nur fördernd dieser neuen Industrie gegenüberstehen, weil mit derselben ein neues Absatzgebiet für



Fabrik alkoholfreier Weine, Meilen.

Obst und Trauben erschlossen wird. Hat doch die genannte Gesellschaft, trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens, bereits über zwei Millionen Kilogramm Trauben und Obst verarbeitet.

Großes Interesse erweckten auch die alkoholfreien Weine im Ausland, was aus den vielen Anfragen aus Amerika, Australien, Neuseeland u. hervorgeht; sogar den Besuch fremder Konsuln hatte die Fabrik in Meilen, und es ließen dieselben durchblicken, daß ihre Regierungen die Einführung dieser neuen Industrie in ihren Ländern gerne sehen und unterstützen würden. Allgemein herrscht die Ansicht, daß die alkoholfreien Weine einer großen Zukunft entgegengehen.

Dr. G.

Wegen Platzmangel mußte der Artikel „Meiner Tochter Mitgift“ auf das nächste Jahr verschoben werden.